

Make love, not war!

© 2019 Robert Müller

Neuaufgabe

Verlag und Druck:

tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359 Hamburg

ISBN 978-3-7497-2690-5 (Taschenbuch)

ISBN 978-3-7497-2691-2 (Hardcover)

ISBN 978-3-7497-2692-9 (e-Book)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Robert Müller

Shivas (Ab)Wege

**Grenzüberschreitungen
für ein besseres Leben**

Ein #MeToo-Roman

**Ein gesellschaftskritischer Roman über
menschliche Leidenschaften und kriminelle
Machenschaften an einem ewig
topaktuellen Thema – dem Streben nach
einem (vermeintlich) besseren Leben**

Personen und Handlung sind frei erfunden. Allfällige Bezüge zu aktuellen oder früheren politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen sind gewollt, nicht aber eine Bezugnahme auf bestimmte Personen, Parteien oder Institutionen.

Ich danke meiner Frau
für die gewohnt gewissenhafte Korrektur
und die Unterstützung und Zeit,
dieses Werk verfassen zu können.

Text und Grafik: R. v. M.

Eigenverlag, Erstauflage Wien 2019

Alle Rechte vorbehalten

Kontakt und Bestellwunsch siehe letzte Seite sowie

www.buecher-rvm.at

Vorwort

Täglich verbreiten die Boulevard-Medien Vorwürfe wegen (angeblicher) sexueller und wirtschaftlicher Verfehlungen. Bad news are good news. Es ist deren immer weniger taugliches Geschäftsmodell, das aber zu deren (monetärem) Glück aktuell durch Berichte der #MeToo-Bewegung über sexuelle Übergriffe befeuert wird. Weniger zum Glück der meist ‚honorigen‘ Personen, die zum medialen Scheiterhaufen geführt werden. Ob zu Recht oder zu Unrecht, bleibt vielfach offen – denn in unserer Gesellschaft ist ja durchaus manches moralisch ‚Unerlaubte‘ und ‚Verwerfliche‘ gesetzlich erlaubt, etwa Glücksspiel und Prostitution.

Dem #IchAuch widmet sich meine #MeToo-Reihe von gesellschaftskritischen Sex&Crime-Romanen: Band 1 thematisiert anhand einer Gruppenvergewaltigung den Machtmissbrauch von Vorgesetzten gegenüber Untergebenen, Band 2 innerfamiliäre Intrigen am Lebensabend eines Mannes und Band 3 den Komplex Ehe, Kirche und Zölibat. Der neue Band 4 nimmt sich des Überschreitens von geografischen, sittlichen und gesetzlichen Grenzen im Streben nach einem (vermeintlich) besseren Leben an.

Viel Vergnügen beim Lesen und darüber Nachdenken!

R. v. M.

Kap_1 Prolog: Meine kleine Welt

Um mich herum ist es finster. Keine erdrückende, pechscharze Finsternis, nein, eher eine bedrückende, bleiche Düsternis. Sehen im eigentlichen Sinn des Wortes kann ich diese nicht, aber förmlich mit Händen greifen. Sie fühlt sich an wie aufgehender grauer Brotteig, wie die langsame Metamorphose einer der berühmten weißen Nächte nahe dem nördlichen Polarkreis in einen nebeligen Herbstmorgen. Trübe Nebelschwaden wabern um mich und lassen mich nicht erkennen, wo ich bin.

Ich will mich erheben. Ach, was sage ich: erheben. Ich kann es nicht, sosehr ich mich auch bemühe. Meine Gliedmaßen versagen mir in der klebrigen Düsternis den Dienst. Sie geben mir nicht einmal eine Rückmeldung darüber, ob ich liege oder aufrecht oder kopfüber stehe. Ich treibe träge schwere- und orientierungslos in einem Sumpf aus grauem Brotteig dahin, umweht von düster und unheimlich wallenden Nebelschwaden.

Um mich herum höre ich undeutlich eine Stimme. Ich kann nicht sagen, was sie sagt, woher sie kommt und wem sie gehört. Sie ist einfach da, einmal lauter, einmal leiser. Dann wieder gar nicht.

Alles um mich ist unwirklich. Ich muss wohl träumen, sage ich mir. Wären da nicht die Schmerzen. Seit wann hat man im Traum Schmerzen? Vielleicht bei Alpträumen. Ja, so muss es wohl sein.

Nach und nach wird es um mich heller und lässt mich erleben, wie die Umgebung um mich herum zuerst nur schemenhaft, dann immer deutlicher Gestalt annimmt. Es ist der vertraute Anblick, den ich täglich wahrnehme und gleichermaßen zu lieben wie zu hassen gelernt habe. Es ist meine Welt, meine eigene kleine Welt, auch wenn sie natürlich nicht mir gehört.

Eigenartig ist dabei nur, dass ich mich dabei quasi aus der Vogelperspektive wie eine fremde, andere Person beobachte, die an einem Fenster steht und diese kleine Welt versonnen betrachtet.

Gegenüber ein riesiges Weizenfeld, dessen schon fast reife Ähren sich wie Meereswellen bei einer leichten Brise wiegen. Ein in seiner ewigen Gleichartigkeit mich immer wieder gleichzeitig aufregender wie beruhigender Anblick.

Unter mir eine Straße, die diese Bezeichnung nicht verdient. Treffender wäre, sie als überbreiten Feldweg zu bezeichnen, der von unzähligen Schlaglöchern übersät ist. Wie Narben bezeugen diese ein langes, leidvolles Dasein im Dienste der Mobilität. Die wenigen Fahrzeuge, welche die Straße täglich quälen, sind nämlich vielfach noch mit eisenbeschlagenen Rädern ausgestattet und werden von Pferden oder Eseln gezogen, deren Hufe das ihre tun, um das Leben der Fahrbahn zu verkürzen.

Nur selten verirren sich moderne Fahrzeuge hierher, deren Gummireifen den Straßenbelag sanft

streicheln. Warum sollten sie es auch? Was sollten sie hier suchen wollen?

Blickt man die Straße nach links, so verliert sie sich irgendwo zwischen Feldern am Horizont. Dort ist das eine Ende meiner kleinen Welt.

Das andere Ende meiner kleinen Welt sieht man, wenn man nach rechts blickt. Dort kann man in der Ferne eine kleine Kapelle und einige wenige Häuser erkennen. Was sage ich? Häuser? Hütten wäre für diese ebenerdigen, aus Holz und Feldsteinen errichteten Gebäude wohl zutreffender. Klein und feucht. Und in erbärmlichem Zustand – so wie ihre Bewohner auch.

Auch ich wuchs in einem dieser Häuser auf, in einem ganz besonders desolaten. Jetzt lebe und arbeite ich aber hier im Gasthof und betrachte aus einem seiner Fenster meine kleine, erbärmliche Welt.

Kap_2 Ein Hahn namens Valentin

„Shiva!“

„Shiva! Wo bleibst du denn?“

Ich rieb mir den Schlaf aus den Augen. Oh weh, sagte ich mir, das konnte heute ja ein richtig netter Tag werden. Mein Chef, der Wirt, verstand keinen Spaß, wenn ich meine Arbeiten nicht pünktlich und ordentlich erledigte. Warum sollte er auch?

Ich öffnete das kleine Fenster in der Dachgaube, das meine Kammer mit Luft und Licht versorgt. Von dort habe ich direkte Sicht zur Turmuhr, die der ganze Stolz unserer kleinen Kapelle ist. Tatsächlich. Es war bereits zwei Minuten nach 5 Uhr Früh. Seit zwei Minuten sollte ich bereits meiner ersten Pflicht nachkommen, nämlich mich um die Hühner kümmern. Üblicherweise weckte mich unser Hahn Valentin rechtzeitig. Warum er das heute nicht getan hatte, war mir nicht klar, und blieb es zunächst auch, weil ich mich schleunigst meinen Pflichten widmen musste. Ohne besondere Morgentoilette oder gar Frühstück zog ich den Arbeitskittel über und eilte die knarrende Holztreppe nach unten, um die Hühner mit frischem Wasser und Futter zu versorgen. Damit lockte ich auch jene Hühner nach draußen in das Freigehege, die auf ihren Gelegen saßen. Auf diese Weise konnte ich dann unbehelligt die frischen Eier abnehmen und den Hühnerstall säubern.

Und dann sah ich ihn. Valentin lag in einer Ecke des Stalls. Der, wie der Name richtig vermuten lässt, kraftstrotzende Valentin. Der unumstrittene Schwarm einer großen Schar von Hennen, denen er sich bis zuletzt unermüdlich und aufopfernd gewidmet hatte. Er war offensichtlich tot – auch wenn man dafür keinen Grund sah, wie etwa eine Verletzung. Er war für mich der Inbegriff eines stolzen Mannes, der unerschrocken seine Weiber verteidigte und zudem selbstlos auf diese schaute, indem er

ihnen oft das ihm zugedachte Futter überließ. So einen Mann wünsche ich mir einmal – natürlich in Menschengestalt. Selbst, wenn ich ihn mit anderen Frauen teilen müsste. Und nun: Niemals wieder würde mich Valentin mit seiner starken, männlichen Stimme wecken. Nie wieder.

Du wirst mir abgehen, lieber Valentin, sagte ich leise. Du warst mir immer ein treuer und lieber Freund. Du warst einer der wenigen, die mich in der Früh freundlich begrüßten, die mir aus der Hand fraßen und sich von mir streicheln ließen. Welche anderen Männer taten das je?

Mein Vater? Nein. Der war und ist sehr patriarchalisch orientiert. Für den war ich eben nur ein Mädchen, das sich folgsam einzufügen hatte und das bisher auch tat. Nähe war nicht angesagt.

Mein Bruder? Nein. Der versuchte großspurig in Vaters Fußstapfen zu treten und glaubte, dass ich auch ihm gegenüber folgsam zu sein hätte. Daraus resultierte immer wieder Streit, wobei sich nicht nur der Vater, sondern – für mich unverständlich – auch die Mama meist auf die Seite meines Bruders schlug.

Mein Chef? Nein. Da heißt es immer nur ‚Hast du schon dies und das getan? Ja? Dann kümmere dich jetzt bitte um das!‘ Ja, er sagt wirklich ‚bitte‘, aber in Wahrheit ist es ein Befehl. Nun ja, er ist mein Chef, er gibt mir Kost und Quartier und sogar ein wenig Geld. Dafür darf er wohl auch verlangen,

dass ich ihm zu Willen bin. Ach, was sage ich. Zu Willen ist wohl missverständlich gesagt. Er hat sich mir niemals in einer Weise genähert, wie das viele andere Männer versuchten. Das, obwohl seine Blicke ausdrückten, dass er sich meiner weiblichen Reize durchaus bewusst war und ist. Aber seine bessere Hälfte, die Wirtin, hätte ihm da wohl ganz schön den Kopf gewaschen. Während er im Grunde ein gutmütiger Mann ist, ist sie nämlich eine Zange, eine richtige Keifen. Wenn sie mir etwas anschafft, kommt kein ‚bitte‘ über ihre Lippen.

An die vielen anderen Männer zu denken, die unsere Schenke besuchten, hatte ich keine Zeit. Vorsichtig nahm ich Valentin hoch und trug ihn zu meinem Chef.

„Bitte verzeihen Sie, dass ich heute verschlafen habe. Den Grund dafür habe ich mitgebracht. Mein Wecker Valentin hat heute nicht gekräht. Er ist tot.“

„Schon gut. Schwamm drüber. Zeig her. Hoffentlich ist er bei Verrichtung seiner männlichen Pflichten an Überanstrengung gestorben“, schmunzelte mein Chef trotz des traurigen Anlasses, um dann gleich wieder ernst fortzusetzen: „Denn wenn er an einer Krankheit gestorben ist, müssten wir genau schauen, ob nicht vielleicht die Hennen auch krank sind. Immerhin habe ich gehört, dass anderswo gerade die Hühner eingesperrt werden müssen, um sich nicht an der Vogelgrippe oder Hühnerpest oder was immer anstecken zu können.“

„Und wie erkennt man das?“

„Weiß ich auch nicht. Aber ich werde mich darum kümmern. Du beobachtetest bitte nur, ob sich die Hennen irgendwie anders benehmen.“

„Das werden sie sicher, jetzt, wo sie kein Vergnügen mehr mit einem Hahn haben können und sich vielleicht vor Sehnsucht verzehren“, kicherte ich.

„Typisch Shiva“, kommentierte mein Chef meine pubertär-frivole Aussage trocken. „Ich werde mich aber nicht nur klugmachen, was eine mögliche Krankheit betrifft, sondern auch einen würdigen Nachfolger kaufen.“

„Einen Valentin Nummer zwei?“

„Nenne ihn, wie du willst. Du bist für die Hühner verantwortlich. Aber jetzt schau, dass du noch die Kuh melkst und dann in die Küche kommst, um das Frühstück zu richten.“

Kap_3 Alltag hier und dort

Nun ja, meine Morgentoilette musste heute warten. Das Frühstück richten gehört nun mal zu meinen Pflichten. Das ist insofern nicht schlimm, als dabei auch immer etwas für mich abfällt. Den Gästen fällt es ja nicht auf, wenn das Glas Orangensaft nicht ganz voll ist, oder wenn nur drei statt vier Blatt Schinken am Teller liegen. Erst recht nicht

beim herausgebratenen Speck. Nur bei Spiegeleiern konnte ich nicht schummeln. Aber da ich die Eier abnahm, fiel es nicht auf, wenn ich mal eines für mich abzweigte. Achten musste ich nur, dass meine Chefin nicht in der Nähe war. Die war der Meinung, dass ein oder zwei Stück Butterbrot für mich genug Frühstück wären, während sie den Gästen mit immer neuen Angeboten den Mund wässrig und die Briefftasche leichter machte.

Ich verstehe sie. Denn die Gäste, die bei uns übernachteten und dann frühstückten, sind nicht sehr zahlreich. Unsere kleine Welt liegt eben wirklich am A... der Welt. Wenn sich jemand hierher verirrt, dann mussten die Wirtsleute versuchen mit ihm möglichst viel Geschäft zu machen. Und das gelang insbesondere deswegen, weil es keine Alternative gab. Weit und breit gab es kein anderes Wirtshaus, von Gästezimmern ganz zu schweigen. So konnte man ein wenig mehr verlangen als üblich. Nur so konnte das Wirtshaus überleben – und auch ich.

Am Ende meiner Schulzeit, die ich in der einklassigen Schule in unserem Dörfchen absolviert hatte, fand ich hier eine Anstellung. Und zwar als Mädchen für alles, also im Garten, im Stall, in der Küche, an der Schank, als Putzfrau, Abwäscherin und Wäscherin, als Gepäckträgerin und was halt sonst noch so alles in einem Gasthof an Arbeit anfällt. Das bringt mir zwar nur sehr wenig Geld, aber wenigstens Kost und Quartier.

Letzteres ist eine kleine Dachkammer, ausgestattet mit einem verzogenen wurmstichigen Kasten, einem wackeligen Tisch mit zwei Sesseln und einem quietschenden Holzbett mit Strohsack und Decken. Alles alt und nicht sehr bequem. Aber ich halte mich in diesem Raum ja sowieso nur sehr wenig auf. Denn mein Arbeitstag beginnt üblicherweise um 5 Uhr Früh und endet üblicherweise um 22 Uhr – und auch das nur, wenn keine Veranstaltung stattfindet. Die kann dann bis in den frühen Morgen des nächsten Tages dauern. Und das geht sieben Tage die Woche so, jahrein und jahraus. Ohne freien Tag, ohne Urlaubs- oder Abfertigungsanspruch, ohne Krankenversicherung. Denn ich arbeite dort unangemeldet ohne jeden Vertrag.

Und dennoch beneiden mich manche im Ort. Ich hungere nicht, ich friere nicht, und wenn ich einmal wirklich krank bin und oder begründet freihaben will, dann beweisen die Wirtsleute, dass sie keine Unmenschen sind. Sie kennen nichts anderes als diesen harten Alltag, weil sie ihn selber leben.

Ich kenne inzwischen jedoch auch etwas anderes. Nämlich aus dem Fernsehen. Im Gasthaus steht das einzige Fernsehgerät weit und breit, angesichts der großen Entfernung zum nächsten terrestrischen Sender sogar mit Satellitenempfang. Es ist mein Guckloch in eine fremde Welt weit draußen, unwirklich und ganz anders als hier in unserem kleinen Dorf.

Und was ich hier sehe, macht mich baff – und ein wenig neidisch. Da blickt man in einen Alltag, der ganz anders ist. Für viele beginnt der Arbeitstag erst um 8 Uhr und endet schon um 17 Uhr. Die Menschen arbeiten dort nur halb so lange wie ich. Zudem haben sie mehrere Wochen bezahlten Urlaub und bekommen selbst dann ihren Lohn weiterbezahlt, wenn sie gar nicht arbeiten, entweder weil sie krank sind oder vor kurzem die Arbeit verloren haben. Und obwohl diese Menschen eigentlich im Paradies leben, wirken sie müde, mürrisch und unzufrieden. Ich verstehe das nicht. Ich, die ich hier ein ganz anderes, viel schwereres Leben führe, führen muss, wäre dort wohl der glücklichste Mensch auf Erden. Ich würde vor Kraft strotzen, wäre fröhlich und mit mir und der Welt mehr als zufrieden. Nur – wie komme ich jemals dorthin in dieses Paradies?

Kap_4 Phantasien

Wenn ich abends an der Schank stehe und der Fernseher läuft, kann ich mich meinen Phantasien hingeben. Ich sehe nicht die Schauspielerin, sondern mich an ihrer Stelle in mondänen Kleidern auf den hell illuminierten Einkaufsstraßen bummeln, in ein Geschäft gehen und lässig mit meiner Bankkarte winken. Und schon werden mir sündteure Kleider und Schuhe samt dazu passenden Handtaschen ge-

bracht. Von all dem wähle ich nur das Allerbeste aus. Das bin ich mir einfach schuldig. Das bin ich einfach wert!

Wenn ich dann aus dem Geschäft gehe, werfe ich dem Bettler an der Ecke nicht nur eine kleine Münze in den Hut vor seinem demütig gesenkten Kopf, sondern einen Geldschein. Ich schaue dem Mann nicht ins Gesicht. Ich will gar nicht wissen, wer er ist. Denn es ist nicht ausgeschlossen, dass ich in das Gesicht meines Vaters blicken würde. Dieser fährt nämlich immer wieder in den goldenen Westen, wie er zu sagen pflegt. Und ob er dort angesichts seiner angeblich angegriffenen Gesundheit arbeitet, ist mehr als fraglich. Es könnte durchaus sein, dass er dort bettelt. Ich habe ihn nie gefragt. Und ich will es genaugenommen gar nicht wissen. Das würde mich sehr belasten.

Wie auch immer: Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie es diesen armen Leuten aus den Oststaaten geht und zeige mich daher in Spendierlaune. So verhält sich eben eine feine Dame von Welt. So jedenfalls wird es im Fernsehen als richtig und nachahmenswert gezeigt. Das sind die westlichen, humanen Werte, nach denen die Menschen dort leben. Angeblich. Ich war ja nie dort und beziehe all mein Wissen aus der Flimmerkiste. Und die wird mir doch nichts vorlügen – oder?

Wenn ich dann in den vor meiner Schank liegenden Gastraum blicke, erwache ich sehr schnell aus die-

sen Phantasien. Die große Welt dort draußen und die kleine Welt hier drinnen sind grundverschieden.

Da das Gasthaus immer wieder von Durchreisenden verschiedener Staatszugehörigkeit zur Nächtigung verwendet wird, schalten diese oft einen ausländischen Sender ein und sehen sich Filme in einer Fremdsprache an. Und so lernte ich langsam in den drei Jahren meiner Anstellung neben meiner Muttersprache rumänisch auch die deutsche und die englische Sprache. Nun ja, um ehrlich zu sein – mehr schlecht als recht. Aber immerhin: zur Not kann ich mich verständigen.

Das hilft mir und den Gästen. Einesteils, wenn es um Wünsche der Gäste an den Wirt oder umgekehrt der Wirtsleute an die Gäste geht. Andernteils, wenn es darum geht, einfach nur ins Gespräch zu kommen. Viele der Durchreisenden fühlen sich am Abend nach einer langen Autofahrt einsam und suchen ein Gespräch und menschlichen Kontakt. Und ich, die ich um diese Zeit an der Schank quasi als Barmädchen Dienst tue, bin hier ihr erstes, weil meist einzig mögliches Opfer.

Es wäre gelogen, wenn ich nun sagte, dass mir das unangenehm ist. Nein, obwohl so ein Gespräch oft sehr mühsam und missverständlich ist, macht es Spaß. Es schult meine Sprachkompetenz ebenso, wie es meine Weltsicht schärft. In diesen Gesprächen stellte sich die Welt mir dann oft ganz anders dar, als sie in der Flimmerkiste vorgeführt wurde.

Manchmal dienen die Gespräche den durchreisenden Männern auch nur zur Anmache. In ihrer Einsamkeit sind sie oft nicht nur hungrig auf ein Gespräch mit der jungen Frau an der Schank, sondern nach mehr. Einige Gläser Alkohol lösen nicht nur ihre Zunge, sondern auch ihre Hemmungen. Mehrfache Klaps auf meinen Po sind die ersten unbeholfenen Versuche, ihre sexuellen Wünsche zu artikulieren und auszutesten, wie ich als Frau auf derartige Angebote reagieren könnte. Dann kommen die Aufforderungen, mit ihnen gemeinsam ein Gläschen in Ehren zu leeren, bevor sie sich von ihrer Ehre ganz verabschieden.

Solange sich das in einigermaßen erträglichen Bahnen bewegt, sehen meine Wirtsleute dem Treiben zu, ohne einzuschreiten. Immerhin hebt das ihren Umsatz an alkoholischen Getränken gewaltig. Und sich mit einem Gast anzulegen, würde wohl nur dazu führen, dass dieser nicht mehr kommt. Also gingen allfällige Einmischungen eher an mich, nicht gar so prüde zu sein. Ein bisschen Spaß wie ein Klaps auf den Po, ein als unabsichtlich getarnter kurzer Griff auf die Brust oder ein geraubter Kuss gehören zum Leben eines jungen und noch dazu so hübschen Mädchens einfach dazu – sagen sie. Und sie haben recht, oder nicht?

Wie widerlich der klebrige Schmatz mit einem nach Alkohol stinkenden Mund in einem unrasierten Gesicht auf meinen Mund sein kann, das woll-

ten sie nicht wissen. Schon gar nicht, wenn auch noch die Zunge mit von der Partie war – was sie allerdings nicht sehen konnten.

Oft ließen die Zudringlichen erst ab, wenn ich ihnen mit meinem Bruder drohte: „Sie wissen, dass bei uns Zigeunern die Ehre hochgehalten wird und wie locker die Messer sitzen. Also benehmen Sie sich in Ihrem eigenen Interesse wie zivilisierte Männer!“

Meist lachten die Männer daraufhin unsicher und ließen von mir ab, um kurze Zeit später stockbesoffen heim oder auf ihr Zimmer zu wanken.

Auf der anderen Seite gab es Männer, wo ich es bedauerte, dass sie brav und sittsam blieben, ja nicht einmal ein richtiges Gespräch mit mir suchten. Nicht nur, dass sie mir jungem, unerfahrenem Ding als Männer gefielen, sie waren darüber hinaus respektable Repräsentanten jener Welt dort draußen, in die ich so gerne kommen würde. Aber wie?

Mich diesen Männern an den Hals werfen, sie um den Finger wickeln? Nein. Ich war und bin zweifellos ein hübsches Ding. Aber für derlei war und bin ich zu unerfahren und unverdorben – noch!

Kap_5 Ein Gast

Ich stand in der Küche und half gerade der Wirtin das Mittagessen vorzubereiten. Valentins überra-

schender Abgang hatte den Speiseplan auf den Kopf gestellt. Statt Gemüsesuppe stand nun Hühnerbrühe am Programm. Denn die Idee, den alten Valentin als Brathuhn oder Backhuhn zu servieren, war angesichts seines Alters verworfen worden.

So hatte ich die Innereien ausgenommen, aus dem Garten Suppengemüse geholt und die Suppe zuge stellt, die nun schon gut eine Stunde vor sich hin köchelte. Bei all diesen Arbeiten war ich ungewöh nlich unruhig gewesen.

Vielleicht lag es an der ungewohnten Stille, die nicht mehr regelmäßig durch Valentins Krähen unterbrochen wurde. Vielleicht hatte das mein Gehör geschärft, sodass ich das Zuschlagen einer Autotüre hörte, was ich sonst wohl nicht wahrgenommen hätte. Ich kenne bis heute den Grund nicht, warum ich immer wieder horchte, weiß aber inzwischen, wie recht mein Unterbewusstsein mit seiner Unruhe hatte. Denn es war jener Tag, der mein Leben grundlegend verändern sollte.

Als ich die Tür zum Gastraum öffnen hörte, legte ich das Salathauptel, das ich gerade in seine Blätter zerlegte, beiseite, entledigte mich der Küchenschürze und ging in den Gastraum, um den neuen Gast zu begrüßen und nach seinen Wünschen zu fragen.

Vor mir stand ein Mann Ende dreißig mit graume liertem, ursprünglich brünettem Haar, das noch keine Zeichen einer Tonsur zeigte. Seine kräftige, etwa